

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 28 (1941)
Heft: 9

Artikel: Der Beitrag der Schule zur Behebung der Dienstbotenkalamität
Autor: Barmettler, J.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-529845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN + 1. SEPTEMBER 1941

28. JAHRGANG + Nr. 9

Der Beitrag der Schule zur Behebung der Dienstbotenkalamität

Vorbemerkung: Die Herren Lehrer sind gebeten, diese Seiten nicht mit der eiligen Bemerkung „Das ist für die Lehrerinnen“ zu überschlagen. Es ist gerade das Anliegen dieser Ausführungen, aufmerksam zu machen, dass die Dienstbotenkalamität nicht für sich allein betrachtet werden darf und behoben werden kann. Dass sie nur ein Symptom ist von einer tiefer sitzenden Krankheit. Einer Krankheit, die ungefähr im gesamten Volkskörper schwärzt. Folglich ist sie auch im gesamten Volke zu behandeln, und zwar von klein auf, zielbewusst und planmäßig. Kann die Krankheit weiter siechen, wird sie lebensgefährlich. Blosse Aussenbehandlung des Ausschlages ist aber Kurpfuscherei. Eine Blutreinigung von innen her muss vorgenommen werden.

Die Dienstbotenkalamität lang und breit beweisen, hiesse Wasser in den Rhein tragen. Wir unterhalten ein ansehnliches Heer fremder - besonders deutscher - Dienstboten. Wir sind auf sie angewiesen. Die Schweizermädchen halten dafür allerlei Posten besetzt, die Männer versehen könnten. Und es sitzen immer noch Tausende von Arbeitslosen herum — unfreiwillig gutenteils — trotz den grossen militärischen Aufgeboten, trotz dem Anbauwerk, trotz allerhand Arbeitsbeschaffung. Das Dritte Reich hat inzwischen eine grosse Zahl seiner Dienstmädchen heimgerufen. So gern wir gewisse Elemente abwandern sahen, die Kalamität ist damit noch fühlbarer geworden. Sie wurde blos gemildert durch den zeitnotwendigen Abbau an Dienstpersonal in vielen Haushalten. Aber Frl. Julia Annen vom SKFB schrieb in der Berufsberatungs-Sondernummer der Sch. Sch. S. 803: „Die Hauswirtschaft und mit ihr die

Urproduktion oder die Landwirtschaft sind auch heute noch die grosse Betätigungs möglichkeit der Mädchen. Die Nachfragen nach anekrigen, intelligenten jungen Mädchen und nach gut ausgebildeten Kräften für Stadt und Land, für den privaten und bäuerlichen Haushalt waren im Verlaufe von Sommer und Herbst stets gross. Klagen von Seiten der Hausfrauen und der Bäuerinnen, die Armee und die Kriegswirtschaft hätten alle Mädchen aus der Hauswirtschaft herausgerissen, waren nicht selten und nicht ganz unberechtigt.“ Dasselbe besagen die Nachfragen nach Dienstmädchen, die in einzelnen Zeitungen und Zeitschriften ganze Spalten, ja Seiten füllen.

Die Kalamität betrifft verschiedene Uebelstände. Was man zunächst damit meint, das ist der Mangel an Dienstpersonal. Und dieser Klage folgt eine zweite auf dem Fusse: die vorhandenen Dienstmädchen befriedigen vielfach nicht, sind nicht tüchtig, nicht willig usw. — Es gibt aber auch eine Dienstbotenkalamität im umgekehrten Sinne: viele schlechte Stellen, untüchtige Hausfrauen, masslose Anforderungen, Behandlung von oben herab usw. Klar, dass diese leidige Tatsache nicht wenig schuld ist am Widerwillen gegen einen Beruf, der in gewissem Sinne der fraulichste zu nennen ist, der an sich das Frauenherz in besonderer Weise befriedigen kann und auch die gegebene und beste Vorbereitung ist für die Gründung eines eigenen Haushaltes, für den Be-

ruf zur Gattin und Mutter, also für den Frauenberuf.

Was Wunder, dass sich bereits die Kleinen und Grossen Räte verschiedener Kantone mit der Angelegenheit befassen? Daraus erhellt nicht bloss der Umfang der Kalamität, sondern auch ihre völkische Bedeutung. Durch hauswirtschaftliche Kurse und Schulen hofft man nun die Dienlust zu mehren und den Mädchen ein Minimum wenigstens von häuslicher Erfahrung beizubringen. Andererseits sollen die sonst ziemlich wehrlosen Hausangestellten durch den Normal-Arbeitsvertrag in ihren Rechten geschützt werden.

Das ist auch so ungefähr das, was der Staat von seiner Seite zur Behebung der Kalamität beitragen kann. Und doch ist mit allen solchen Massnahmen allein im Grunde herzlich wenig gewonnen. Ein Gesinnungswandel tut not, und zwar quer durch das ganze Volk, ein neuer Lebensstil, und den kann nur die christliche Auffassung vom Leben bringen. Alsdann verschwindet die Kalamität und das Problem von selbst. Und ohne den Gesinnungswandel ist mit allen Mühen und Kosten keine wesentliche Besserung zu erhoffen.

Die Gesinnung zu formen ist nach der Familie und Kirche die Schule am meisten zuständig und befähigt. Indem sie zielbewusst und planmäßig an dieser Aufgabe arbeitet, erweist sie nicht nur den einzelnen Schülern und ihren jetzigen und späteren Familien, sondern auch der ganzen Volksgemeinschaft, dem Vaterlande und der Kirche einen wahren und überaus grossen Dienst.

Der Beitrag der Schule zur Behebung der Dienstbotenkalamität erschöpft sich also nicht mit dem Empfehlen des Dienstbotenberufes, im allgemeinen und im besondern bei der Beratung, und, was noch lobenswerter, mit der Vermittlung passender Stellen. Die Aufgabe geht auch nicht bloss die Lehrerinnen und etwa jene Lehrer an, die in ihren Klassen auch Mädchen betreuen. Und

sie beginnt nicht erst auf der Oberstufe oder knapp vor der Schulentlassung. Sondern die gesamte Erziehung ist darauf auszurichten. Solcher Anspruch sieht zwar sehr nach Verabsolutierung einer Liebhaberei, nach Steckenpferdreiberei aus. Und ist es doch nicht. Sehen wir zu!

Das richtige Heilverfahren hat stets die richtige Krankheitserkenntnis zur Voraussetzung. Auch in unserem Falle. Deshalb voraus das *Krankheitsbild*.

Woher die Dienunlust vieler Schweizermädchen? Wohlverstanden, nicht aller. Eine grosse Zahl sind Hausangestellte und darin fleissig und tüchtig. Und Jahr für Jahr stossen zahlreiche Schulentlassene zu ihnen. Immerhin bei weitem nicht genug. Weshalb von einer weitgehenden Dienunlust der Schweizermädchen gesprochen werden muss. Diese hat ihre eine Ursache in der *Bequemlichkeit und Opferscheu*. Die obgenannten Mädchen trifft der Vorwurf nicht. Er trifft auch nicht alle jene, die aus achtbaren Gründen eine andere Wahl getroffen haben oder in Zukunft treffen werden. Denn es gibt besondere Lagen und besondere Neigungen und Anlagen. Der Vorwurf trifft aber die vielen, welche die grosse Lücke bei den Hausangestellten ausfüllen sollten und sich ohne stichhaltige Gründe davon drücken. Weshalb? Sie wollen weniger angebunden, weniger kontrolliert sein. Sie wollen möglichst viel Bargeld in die Hände bekommen, wollen möglichst viel Freizeit und Vergnügen.

Indes, sind etwa nur die Mädchen bei uns *bequem und opferscheu*? Das ist zum vornherein nicht anzunehmen. Und es trifft tatsächlich nicht zu. Die Mädchen sind nicht schlechter als die übrigen Schweizer, als ihre Mütter und Väter. Die Mädchen sind von klein auf in die Bequemlichkeit und Opferscheu hineingewachsen. Wir kommen nicht am Geständnis vorbei, dass diese Untugenden dem heutigen Schweizervolke als

ganzem mehr oder weniger nachgehen. Dafür der bekannt hohe Lebensstandard. Dafür das viele Schimpfen, wenn dieser nun notgedrungen wieder herabzuschrauben ist. Wenn man nicht mehr jedes Wochenende weiß Gott wohin ausfliegen kann. Wenn die Luxuswagen in den Garagen feiern müssen. Wenn die Speisekarte etwas beschnitten wird. Das ist wahrhaftig kaum der Rede wert! Das Schimpfen darob geradezu sündhaft angesichts der weit grösseren Nöte und Schrecken, die man jetzt im übrigen Europa, in der übrigen Welt durchmacht. Aber so sind wir Schweizer*. Und ist etwa die weitverbreitete furchtbare Kinderscheu nicht zur Hauptsache ebenfalls von der Bequemlichkeit und Opferscheu verursacht? — Es handelt sich also keineswegs um eine Besonderheit der Mädchenwelt, sondern ehrlich gestanden um ein Nationallaster. Die Mädchen haben bloss das Pech, dass es sich besonders unangenehm auswirkt und auffällig in Erscheinung tritt in der vielfachen Unlust zum Diensten.

Das ergibt sich auch, wenn man die Kehrseite der Kalamität, die schlechten Stellen, in Augenschein nimmt. Warum sind die Stellen schlecht? Wegen der übergrossen Ansprüche der Herrschaft, wegen des geringen Verständnisses und der noch geringern Mitarbeit der Damen. Also auch wegen Bequemlichkeit und Opferscheu. Um soviel wird dann der Beruf schwerer und die Lust dazu seltener. Wahrhaftig, die Vorwürfe gehören noch vorher an andere Adressen als an die der Mädchen. Und Welch böse Schraube das ist: Viele untüchtige Hausfrauen — viele schlechte Stellen — viel Dienunlust — viele untüchtige Mädchen — noch mehr untüchtige Hausfrauen — noch mehr schlechte Stellen — noch mehr Dienunlust — noch mehr ... Wo kommen wir hin, wenn wir hinzubedenken, wieviel wei-

* Deshalb musste Bundesrat Stampfli unsere „Wehleidigkeit“ schon wiederholt anprangern.

teres Unglück noch im Ausdruck „untüchtige Hausfrau“ liegt? Ungefreutes Familienleben — Kinderverwahrlosung — Familienzerwürfnisse ... Quo vadis, Helvetia?

Der andere Krankheitskeim ist mit dem erstgenannten, der Bequemlichkeit und Opferscheu, in engem Zusammenhang: die Geringschätzung des Dienstbotenberufes. Auch dieser Vorwurf gilt nicht allen, aber doch recht weiten Kreisen in unserem Schweizerland. Gerade die Hausfrauen, die selbst nicht „durch“ sind, dafür die Mädchen unmenschlich ausnützen, behandeln diese am meisten von oben herab. Hunde und Katzen gelten mehr als sie. Und von den Alten lernen es die jungen Fratzen, das Dienstmädchen anzuflegeln. Dass dieses nicht Recht bekommt gegen sie, macht sie natürlich noch frecher. „Nur ein Dienstmädchen!“ Von dieser Geringschätzung röhrt es auch her, dass mancher alte Herr oder die jungen Herren sich alles mögliche erlauben gegenüber der Hausangestellten und sich noch höchst wundern, wenn diese sich Gemeinheiten verbittet. — Abgesehen von derartigen schlimmsten Fällen zeigt sich selbst in sogenannten guten Stellen noch genug Geringschätzung. Kein Familienanschluss, keine Liebe, wenig Interesse und Teilnahme. Man verlangt die Arbeit, viel und schwere Arbeit, zahlt den Lohn, vielleicht einen anständigen Lohn. Aber man gibt sich mit den Angestellten möglichst wenig ab. Das gehört zum guten Ton. Dabei spielt es keine wesentliche Rolle, ob ein Mädchen mit Du oder Sie angesprochen, als Dienstmädchen oder Hausangestellte tituliert wird. Was heissen solche Aeusserlichkeiten schon?! Verständnis und Liebe wünschten die Mädchen. Auch sie haben ein menschliches Herz, das nach Wärme hungert.

Die Geringschätzung schämt sich auch nicht vor der Oeffentlichkeit. Wenn es sogar vorkommt, dass in Jungfrauenkongregationen die Dienstboten-Sodalinnen über

die Achsel angesehen werden, was wollte man sich noch wundern über die Geringsschätzung anderer, minder frommer Kreise?

Wenn aber die Dienstboten so gering geachtet sind, was Wunder dann, dass auch der Beruf nicht hoch im Kurse steht? „Danke schön; kommt nicht in Frage“, tönt es beleidigt aus dem Munde der Mutter wie der Tochter, wenn man die Kühnheit hatte, solchen Vorschlag zu machen. Wegen der durchschnittlichen Geringschätzung brauchte es natürlich desto mehr Demut, Selbstlosigkeit und Opfermut zu dieser Wahl. Weil jedoch diese Tugenden nicht ausreichen, hilft man seinerseits mit, den Beruf und seine Vertreterinnen geringzuschätzen. So dreht sich hier ein zweiter Circulus vitiosus, eine zweite verhängnisvolle Schraube: „Nur ein Dienstmädchen!“ = ist sie — „Nur ein Dienstmädchen?“ = soll ich werden? — „Nur ein Dienstmädchen!!“ = ist sie! nun noch geringschätziger. — Wir sehen, das Schweizervolk ist wirklich krank, bedenklich krank. Ist da überhaupt noch zu helfen? Schwierig genug. Jedenfalls erfordert die Krankheit die ganze Aufmerksamkeit und den ganzen Fleiss des Pflegepersonals, in besonderer Weise der Lehrerschaft. Zum Glück wird ihr dahingehendes Bemühen nun nachdrücklich unterstützt durch die böse und immer bösere Zeit, die wir durchmachen. Also

das Heilverfahren.

Von klein auf und systematisch ist der Bequemlichkeit u. Opferscheu entgegenzuwirken. Hand in Hand mit der Kirche und mit dem Elternhaus.

Da zeigt sich gleich die Schwierigkeit der Aufgabe in ihrer ganzen Grösse. Wie oft muss die Lehrerschaft erfahren, dass sie gerade in dieser Hinsicht an den Eltern nicht nur keine Hilfe hat, sondern die schlimmsten Widersacher! Dass die Eltern es selber sind, welche die Kinder, aus lauter dummer Liebe, eigentlich verderben. Sie verzärteln und verhätscheln sie in Nahrung und Kleidung. Sie

erfüllen den Goofen jeden Wunsch. Ja, sie züchten ihnen allerlei Bedürfnisse an. Und ahnen nicht, welch schlechten Dienst sie den Kindern erweisen, indem sie ihnen die Freude an den unschuldigen, kostenlosen und doch so köstlichen natürlichen Freuden nehmen. Gegen die „Affenliebe“ sind zumal die gewollt kinderarmen Mütter nicht gefeit. Und wenn wir uns vergegenwärtigen, dass den 30 Prozent kinderlosen + 20 Prozent Ein-Kind- + 20 Prozent Zwei-Kinder-Ehen bloss noch 30 Prozent Mehr-als-zwei-Kinder - Ehen gegenüberstehen im lieben Schweizerland, dann wundern wir uns nicht mehr, dass die Verwöhnung sturzflutartig das Land überschwemmt hat, worauf Frl. Lüdin in Nr. 2 des laufenden Jahres unter der Ueberschrift „Hund oder Velo?“ kurz und eindringlich aufmerksam gemacht hat. Weihnachtswünsche heute — und vor 20 bis 40 Jahren, Welch ein Unterschied!

Aber da hilft nichts; je weniger die Eltern mithelfen, je mehr sie selbst die Kinder verderben, umso schwieriger wird zwar die Aufgabe, und dennoch umso unerlässlicher muss die Lehrerschaft sie übernehmen und zielbewusst, energisch und verantwortungswillig sie ausführen. Gewiss wird man so zunächst nicht beliebt bei den Kindern, nicht einmal bei manchen Eltern. Spätere Einsicht wird den späten Dank desto köstlicher schenken. Und jedenfalls gibt die Unbeliebtheit kein Recht, sich um so heilige und dringliche Pflicht zu drücken. Wie sprach der „hervorragende Pädagoge“ im Beitrag von Frl. Lüdin? „Wir brauchen wieder einen härtern Menschenschlag. Die Lehrerschaft ist mitschuldig, dass die Jugend der Nachkriegszeit verbäbelt wurde. Viele unter uns haben vor dem Kinde gekniet, wo wir hätten zu Boden stehen sollen“. Und wie schrieb Nationalrat Armin Meili, der Direktor der LA, in seinem (Sch. Sch. vom 1. 3. 41) S. 828 f zitierten Artikel? „Wir müssen lernen, liebgewordene Gewohnheiten aufzugeben und zur Einfachheit zurückzukehren in Nahrung,

Kleidung, Wohnung und im Genuss der Bequemlichkeiten."

So gesehen, ist es nicht ein Unglück, sondern ein wahres Glück für uns, dass die harte Zeit uns in harte Finger nimmt, dass wir notgedrungen wieder einfacher leben und auf manches verzichten lernen. Und es hat nicht den Anschein, dass wir aus dieser Lebensschule bald wieder entlassen werden. Wir tun im Gegenteil gut daran, uns auf noch viel grössere Entbehrungen gefasst zu machen und umzustellen. Es ehrt den Land-Direktor die unverblümte ehrliche Sprache im besagten Artikel: „Die Zeit, die angebrochen ist, braucht wetterharte Menschen. Wir müssen unsere Erziehungsmethoden umstellen. Unsere Jugend bedarf eines viel intensiveren Trainings und der Bereitschaft zum Dienst an der Gemeinschaft . . . Wir sind es unsren Kindern schuldig, dass wir aus ihnen starke Menschen machen, die dem Zeitalter, in das sie hineingeboren wurden, gewachsen sind. Etwas weniger dürfen und etwas mehr müssen, mehr Pflichten und weniger Rechte ist der wahre Inhalt dessen, was unsre Demokratie ausmacht.“

Vom grossen Nutzen der Notzeit müssen wir zuerst selber zutiefst überzeugt sein und desto weiter entfernt von allem Klagen und Schimpfen darob. Alsdann werden wir auch mit Ueberzeugung bei den Kindern und durch sie in den Familien dahin wirken, sich nicht bloss ins Unvermeidliche zu fügen, statt kindisch unverständlich und ohnmächtig zu greinen und zu wettern, sondern sogar versuchen, ihnen klar zu machen, dass die Rückkehr zur Einfachheit der Grosseltern uns bloss zum Segen gereiche, dass sie dabei weit glücklicher und gesünder gewesen als wir überkultivierten Modernen mit den hundert ausgeknobelten künstlichen Bedürfnissen und Unentbehrlichkeiten. „Je bescheidener das Glück, umso tiefer und wahrer“, belehrte Adolf Kolping seine Gesellen.

Und es soll nicht bei den Worten sein Bewenden haben. Die Tat, die Erziehung ent-

spreche ihnen. Zunächst in dem Sinne bescheidenerer Zumutungen an den Geldbeutel der Kinder, resp. der Eltern. Zumal, wie Frl. Lüdin betonte, in Sachen Ausflüge und Anschaffungen für die Schule. (Dass im Jubiläumsjahr die historischen Orte aufgesucht werden, ist in der Ordnung. Gerade deshalb soll diesem Ausflug der Charakter des Ausserordentlichen anhaften.)

Hand in Hand damit gehe das Bemühen, die Kinder wieder die grossen und kleinen Freuden in der Natur und an der Natur sehen und kosten zu lehren. Ihnen das blasierte Nasenrumpfen über alles, was billig ist, was nicht gepfeffert, nicht Nervenkitzel und Sensation ist, zu vertreiben. Den Kindern und durch sie den Eltern muss es nachdrücklich zum Bewusstsein gebracht werden, wie lächerlich die so häufigen Familien-Wettrennen sich ausnehmen: die eine glaubt es sich schuldig zu sein, der andern nicht nachzustehen in dem, was sie sich leistet. Und die andere findet sich verpflichtet, ihrerseits etwas voraus zu haben. — Ausser zur Freude am Schönen, am Naturschönen zumeist, sind die Kinder auch bewusst zu erziehen zur genossenen Freude am Wahren und Guten, an der Tugend.

Im besondern sind die Kinder von klein auf zu erziehen zur Arbeitsfreudigkeit. Jung gewöhnt, alt getan. Wohl jedem Menschen, dem das Arbeiten Bedürfnis und der darin geschickt und rückig ist! Er bringt sich gewiss durchs Leben und bewahrt sich gleichzeitig vor vielen innern und äussern Schwierigkeiten. Diese Wohltat muss man den Kleinen erweisen. Auf der Oberstufe kann es bereits zu spät sein, wenn die Rangen das Herumlungern schon liebgewonnen haben oder schon von der Sportitis angesteckt sind. Gewiss, es gibt Schlimmeres als die Sportsucht. Aber es hat doch auch gefehlt, wenn einem Jungen der Sport wichtiger und lieber ist als gediegene Arbeiten und Hausen.

Gelegenheit, die Arbeitsfreude zu wecken und zu mehren, gibt einmal die Schule selber mit ihren Anforderungen. Die Schule werde nicht zur Spielerei, sondern wage etwelche Anstrengungen und schenke den Schülern nicht leichtherzig Hausaufgaben, wenigstens wo die Kinder sich doch nur auf den Gassen herumtreiben. Sicher hat das Spielen reiche erzieherische Werte. Das Spiel ist die Arbeit des Kindes. Aber die Kinder sollen gewöhnt werden, nützlicher Arbeit recht bald den Vorzug zu geben. Warum sollen sie nicht mit Ueberlegung angeleitet werden, sich daheim nützlich zu machen? Warum soll ihnen nicht gezeigt werden, wie wohl es einem Kinde anstehe, wenn es, noch so klein, schon allerlei Handreichungen verstehe? Wie es damit den Eltern schon manche Mühe abnehme und ihnen mit der Willigkeit dazu die grösste Freude bereite und die edelste Dankbarkeit bezeige? Diesen Ehrgeiz, schon die und die Arbeit zu können und spürbar mitzuwerken, muss die Schule wecken; sie erweist den Kindern dadurch eine überaus grosse Wohltat, fürs ganze Leben und darüber hinaus. Solche Kinder sind geimpft gegen die Seuche der Bequemlichkeit.

Die Arbeitsfreude ist noch wesentlich steigerungsfähig durch allerhand nützliche Ratschläge, Hinweise und Vörteli für Handarbeiten, fürs Kochen, für die Garten- und Blumenpflege, für verschiedene Verlegenheiten, usw. Welche Genugtuung, wenn einmal der Schüler und die Schülerin in irgendetwas Neueres und Vorteilhafteres weiss und kann als Vater und Mutter!

Insonderheit soll die Schule die Mädchen zum Sparen und Restenverwerten anhalten. Anhalten, nicht bloss anleiten. Sie sollen nicht bloss lernen, Stümpfe zu stopfen und Kleider zu flicken, sondern sie sollen die geflickten Sachen auch tragen. Mehr noch, sie sollen erkennen, dass es viel leichter ist, Geld zu brauchen und immer Neues anzuschaffen, als zu sparen und die Speiseresten und die alten Kleider nachzubrauchen. Dass

die Tüchtigkeit einer Hausfrau sich keineswegs im Jumper- und Pulloverstricken nach immer neuen Mustern beweist, sondern in der Kunst, hauszuhalten und geschickt auszubessern. Die Mädchen sollen also lernen, auf diese Kunst richtig stolz zu sein und die gediegen ausgebesserten Sachen auch sehen zu lassen, nämlich zu tragen.

Aber wieviel sicherer als alle Worte werden Taten überzeugen, das eigene Beispiel! Wenn der Herr Lehrer und die Fräulein Lehrerin es selbst auch nicht verschmähen, ausgebesserte Sachen zu tragen! Wenn etwa der Herr Lehrer bei dieser Gelegenheit seine Ellbogen vorweist, wo die geschickte Hand seiner Frau ihm die Anschaffung eines neuen Anzuges erspart hat. Oder wenn die Fräulein Lehrerin ihren Schülerinnen zeigt, wie sie durch einige Aenderungen ihr altes Kleid dem neuen Stile angepasst hat. Wie gesagt, die Zeit hilft da nachdrücklich mit. Die Erziehung nach dieser Richtung muss aber aus Ueberzeugung geschehen, nicht bloss aus Anpassung an die Rationierung.

Zur Bekämpfung der Geringsschätzung des Dienstbotenberufes und seiner Vertreterinnen ist nicht sehr viel zu sagen. Nicht vielerlei, das wenige dafür ernst und eindringlich. Die Kinder müssen wissen, wie unschweizerisch, undemokatisch und wie unchristlich diese Ueberheblichkeit ist.

Sie sollen jeden anständigen Menschen, der seine Pflicht tut und sich ehrlich durchs Leben bringt, achten und ehren, sei er hoch oder niedrig, reich oder arm, Arbeitgeber oder -nehmer, auf dem Leuchter oder unter dem Scheffel. Sie sollen erkennen, dass gerade „die Stillen im Lande“, von denen kein Aufhebens gemacht wird und die auch sich selber nicht wichtig dünken, aber selbstverständlich und unentwegt ihren Platz ausfüllen, das erhaltende Element von Volk und Heimat sind, jene Volksgenossen, auf die das Vaterland in der Stunde der Not und Gefahr zählen kann, denen die Retter und Erneuerer entspriessen, der gesunde, gediegene Kern

des Volkes. Je nützlicher und unentbehrlicher aber eine Arbeit ist und je unauffälliger, unbekannter und ungenannter dazu, desto mehr gebührt ihr jedes rechtschaffenen Menschen Achtung und Anerkennung. Und solcher Art sind zumal die Dienste der Hausangestellten. Den Kindern, besonders solchen, die daheim Dienstmädchen um sich haben, muss der Blick geschärft werden für die hundert verschiedenen Verrichtungen, die kleinen und grossen Dienste Tag für Tag, die sie, die Kinder, so selbstverständlich, ohne ein Zeichen und Wort der Erkenntlichkeit, jahraus jahrein hinzunehmen pflegen. Aber unerbittlich und immer wieder muss solches Verhalten als Flegelei gebrandmarkt werden. Lehrer und Lehrerinnen dürfen nicht ruhen und rasten, bis allen Kindern der richtige Begriff von Vornehmheit und Bildung in Fleisch und Blut übergegangen ist und ebenso der Begriff von gemeiner Lausbüberei. Sie alle müssen wissen, dass ein stillbescheidenes, tüchtiges und fleissiges Dienstmädchen zehnmal mehr wert ist und Achtung verdient als ein ungezogener Fratz, der nicht viel mehr kann, als gross tun und frech sein.

Besser allerdings als das Abkaufen der Geringschätzung ist das Beibringen der Hochschätzung. Hochschätzung der Angestellten durch Hinweis auf die Wohltaten und Annehmlichkeiten, welche die Hausgenossen und gerade die Kinder ihnen verdanken. Hochschätzung aber auch des Berufes durch Hinweis auf das fraulich so Befriedigende in diesem gesamten Wirkungsfeld. Und warum soll den grössern Mädchen nicht auch gesagt werden, dass dies die vorzüglichste Vorbereitung sei für den Hausfrauen- und Mutterberuf? So wird beides zugleich geweckt: die Schätzung des Dienstbotenberufes und der Dienstboten.

Noch schonungsloser ist die Ueberheblichkeit anzufassen, als dem echten Christentum zuwider. Immer wieder ist den Kindern einzuhämmern, dass wir alle, arm und reich,

hoch und niedrig, Glieder eines Leibes in Christus, Kinder eines Vaters im Himmel sind. Dass Ihm alle gleich lieb sind. Nein, nicht alle gleich lieb, sondern die einen lieber als die andern. Dass aber nicht die Reichen und Hübschern Ihm die Liebern sind, sondern die Brävern, die Ihm am treusten dienen.

Den Kindern ist auch immer wieder einzuschärfen, wie hoch der Heiland die Nächstenliebe wertet und wie streng Er sie fordert: „Daran wird man erkennen, ob ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.“ Dass wir von der Liebe niemanden ausnehmen dürfen, schon gar nicht die nächste Umgebung und die für uns schaffen. Dass der göttliche Heiland uns eher eine Vorliebe vormachte für die Kleinen und Verschupften. Dass Er, der die „Magd des Herrn“ zu Seiner Mutter erkoren, gewiss keine Freude hat an denen, die Seiner Mutter Schwestern, die Mägde, verachten. Dass es auch höchst verkehrt wäre, etwa zu triefen von Liebe und Mitleid für die Armen in den Elendsvierteln oder für die Heidenkinder, dabei aber das eigene Dienstmädchen anzuflegeln.

Ueberhaupt, das ganze wahre Christentum pflanzen und pflegen heisst alle Schäden heilen. Der Gekreuzigte weist uns nach oben. Christen dürfen nicht Diesseitsmenschen sein, Geniesser und Spiesser, die den Himmel hier unten suchen in Bequemlichkeit und Arbeitsscheu. Sie sind „Feinde des Kreuzes Christi“, wie St. Paulus (Phil. 3, 18) sie brandmarkt. Des Christen Hoffnung und Ziel ist der Himmel. Dort ist es dann schön. Hier und jetzt sind wir in der Verbannung, im Tal der Tränen, müssen um Tugenden und Himmel ringen und darum willig den Nakken unter das sanfte Joch Christi beugen.

Ebenso lernen wir vom Gekreuzigten, was christliche Liebe und Wertschätzung ist, wie die Sanftmut und Demut Seines göttlichen Herzens das gerade Gegenteil ist von Ueber-

heblichkeit und Geringschätzung der Mitmenschen, dass, wer dient, in den Fußstapfen dessen geht, der „nicht gekommen ist,

um bedient zu werden, sondern um zu dienen“.

Schönbrunn.

J. M. Barmettler.

Getreideernte

Anleitung zum Gebrauch des Kleinwandbildes Nr. 107.

Es ist leider so, dass häufig erst Not und Leiden uns Menschen zu den selbstverständlichsten Anstrengungen aufzurütteln vermögen. Die „Sommerzeit“ — um nur etwas Geringfügiges zu nennen — wäre ohne den Krieg wohl noch lange

kommen der ganze Eiweissgehalt nur dem Aufbau und der Vermehrung der Hefepilze zugute. Der Zucker, die Quelle unserer Muskelkraft, geht vollständig verloren, die wertvollen Mineralsalze zur Hälfte.



nicht eingeführt worden. Werden wir nun aber wirklich zuerst Hunger leiden müssen, bevor wir es lernen, von unserm Obst wieder die naturgewollte Anwendung zu machen?

Statt unsere Baumfrüchte als die Nahrung zu verwenden, als die sie der Menschheit gegeben sind — Süssmost ist fast so nahrhaft wie Milch — lassen wir die Hälfte davon vergären. Dabei

Bis vor wenigen Jahren war diese Verschleuderung einigermassen entschuldbar. Die Gärung erschien als etwas Selbstverständliches. Man wusste gar nicht, wie man sie hätte verhindern können. Heute aber weiss man es. Wenn trotzdem immer noch so gewaltige Mengen von Obst vergoren werden, so ist das nicht einer Notwendigkeit, sondern dem ungenügenden Stand der